

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 23

Artikel: Das Haus zum Heimweh
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 23 - 28. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

4. Juni 1938

Das Lächeln.

Gott gab der Erde, der ernsten Frau,
Die Blumen voll Duft, voll Sonne und Tau,
Damit ihr Antlitz so wunderhold
Gar freundlich und fröhlich uns grüßen sollt.

Gott gab uns Menschen den hellen Schein
Des Lächelns, damit wir trügen hin ein
In des Mächtsten Tag, dem der Glanz gebracht,
Ein kleines, liebes, wärmendes Licht.

M. Feische.

Das Haus zum Heimweh.

Erzählung von Alfred Huggenberger

Bermächtnis der Heimat.

Das Dorf Buchhalden ist, wie schon sein Name sagt, keine faul und beschaulich in die Talmulde oder auf die noch bequemere Ebene hingepflanzte Siedlung wohlbedachter Bauernmenschen. Die Männer, die sich vor Jahr und Tag auf halber Höhe des Hirzenberges durch Roden der uralten Buchenwälder Wunn und Weide, Schirm und Wohnstatt geschaffen haben, sind von unkluger Art gewesen, aber dafür zäh und eigensinnig, und in ihren großen Hinterköpfen hat immerhin auch ein Quintlein Bauernschlaubheit Platz gehabt: was dem andern nicht in die Augen sticht, das stiehlt er dir nicht. Denn die Zeit war hart, und mit dem Recht war es übel bestellt. Wenn jene Männer heute das Leben hätten, so würden sie sich vielleicht alles besser überlegen; jetzt hat man ja Kaufbrief und Siegel, Grundbuch und hundert Gesetzbände. Nicht, daß so ein alter Buchhaldener Bauer etwa zu zag oder nicht wehrhaft genug gewesen wäre, sich vor seinem Hoftor aufzupflanzen und einen unberufenen Gast mit Knüppel und Sense Recht zu lehren. Es geht im Tal die Märe um, das Dorf habe ursprünglich Bockhalden geheißen, weil einer seiner Bewohner — und es soll der Zweitenschwächste gewesen sein — einmal mit bloßem Haupt einen störrigen Bock angerannt habe. Nach dem zehnten Gang sei der Bock flüchtig geworden, er soll jedoch nicht mehr weit gekommen sein.

Die Leute von Fehrengrund behaupten spöttelnd am Wirtstisch, das Nest Buchhalden liege zu tief für den Himmel und zu hoch für die Welt. Ein Spatzvogel hat sogar den boshaften Witz aufgebracht, man müsse alldort sogar den Hühnern Fußseisen anlegen.

So arg ist es nun freilich um das Dorf nicht bestellt. Es steht nicht am Berg, wie man unten meinen könnte, es steht auf einer nur ganz leicht ansteigenden Hügelterrasse; nach zwei

Seiten hin gibt es schöne, flache Ackerzelgen. Und wer nun einmal auf der freien Höhe zur Welt gekommen ist, wer als Bub am Hüttfeuer auf den Sommerwiesen Kartoffeln gebraten, oder im Hirzenwald so lange Heidelbeeren geschmaust hat, bis er sich zur Erholung für ein Stündchen ins Moos hinstrecken mußte, der macht sich wenig aus derlei blödem Gefasel neidiger Nachbarn. Eines steht für ihn unumstößlich fest: Der Erdball könnte noch zehnmal größer, er könnte hundertmal so rund sein als er ist, es gibt doch keinen zweiten Ort darauf, wo die Mädchen so schöne Ostereier verschenken.

Gewiß, der Schnee bleibt auf der Buchhalde im Herbst ein paar Tage früher liegen, er hält sich im Frühjahr eine Woche länger, als im Tal. Aber im Mai, wenn die Bäume um die Häuser und Scheunen blühen, wenn der Goldlackduft schier betäubend aus den Gärten steigt, dann ist der enge Dorfbezirk so von Ahnen und Glauben erfüllt, daß man meint, die Luft müsse klingen. Junge Mädchen, die das Wunder im Herzen tragen, gehen summend durch die Gassen. Mütter mit Silberfäden im glattgeschleitelten Haar blicken ihnen sorgend nach, während sie den Geraniengötzen auf dem Fensterbrett Wasser geben. „Nun wird es ihnen gehn wie allen: sie werden mit der Fremde nie etwas anfangen können.“

Denn am Hirzenberg geht eine Sage um, und sie ist nicht von irgendeinem Tant leicht hin erfunden, nein, es ist seit Vorvärttagen durch viele Beispiele erhärtet, daß kein Buchhaldener Kind außerhalb den Grenzen seines engen Heimbezirkes zu Glück kommen kann, so wie man einen Holunderstrauch nicht ohne Schaden von der magern Höhe des Hirzenberges in die schwarze Erde eines Talgartens verpflanzen wird.

O, die Frauen von Buchhalden und auf den Hösen und Weilern sind ja nicht in einen Halbbimmel hineingesetzt. Die Arbeit geht nie aus, und es kann auch keine von ihnen sagen,

dass sie nicht zu einer Zeit heimlich habe weinen müssen. Die Männer sind so ungeschickt, sie wissen so wenig von ihnen. Mit wie vielen kleinen Lebensdingen müssen sie ganz allein, ganz allein fertig werden! Aber die Frauen sagen in ihrer Bekümmernis: „Man ist doch wenigstens da droben daheim, man kennt alle Leute um sich. Und wenn man so seinen guten Tag hat, darf man sogar mit einem Ackerlein reden und von ihm Rat hören.“

Das Wort „Fremde“ hat für jeden Buchhaldener seine eigene Bedeutung. Die Fremde geht für ihn da an, wo er das Geläute seiner Kirchenglocken nicht mehr zu hören vermag. Man mag von der Welt und von Gott halten, was man will, es gibt halt doch etwas da oben, das sonst nirgends ist; aber das Begreifen und Verstehen fällt nur einem geborenen Buchhaldener ins Herz. Wenn zur Herbst- und Winterszeit der Nebel die Taldörfer als ein graubunkles Meer unter seiner Last erdrücken will, während der Hirzenberg das karge Sonnenwarm erst recht als ein Gottgeschenk zu schätzen und zu lieben weiß, dann schreiten die Bauern von Buchhalden fast wie Auserwählte einher. Sie weisen auf die Nebelmauer hinab, und einer oder der andere meint bedauern: „Ist es ein Wunder, wenn von denen da unten jeder dritte einen Gemütsfehler hat?“ Mit dem Gemütsfehler ist von ihm das fehlende Gemüt gemeint.

An einem solchen Nebelsonntag erzählte Frau Annette Bächler im Oberdorf ihrer Tochter Regine zum erstenmal ein bisschen mehr von ihren sechs Verbannungsjahren in Mühlsteinen, als was man sonst im Dorf so darum wußte. „O — mit wieviel gutem Willen bin ich, meiner Herzmeutung zum Trotz, am allerschönsten Blaufmorgen aus dem Dorf Buchhalden hinweg und neben meinem Hochzeiter Rudolf Bächler auf der schöngewundenen Straße nach Fehrengrund, von da über Moos und Lohmatt gegen Mühlsteine hinausgefahren! Hinter Lohmatt — wir sahen in der Ferne schon das Dorf und den hohen Kirchturm — fiel dem Rudolf etwas sehr Ungeschicktes ein. Er sagte zu mir: „So, Annette, jetzt bist du mit deinen 26 Jahren zum zweitenmal geboren, und zwar auf die richtige, rechte Welt, nicht, wie das erstmal, in ein Raff hinein, das im drittinnersten Jenseits liegt, und wo sich Füchse und Hasen nicht einmal mehr auskennen. Du kannst dem Schöpfer danken, daß ich dich zufällig bei jenem Ausritt als Aufwärterin im Bären ins Auge gefaßt habe, sonst hättest du vielleicht dein Lebtag am Hirzenberg kleben müssen und vom richtiggehenden Dasein an einem vernünftigen Ort nie einen Begriff bekommen.“

„Mit dieser Rede hat er sich allweg an mir und an sich selber versündigt. Ich habe sie ihm innerlich hart übel genommen und bin sehr stark erschrocken, denn er hatte derlei Zeug vorher nie vor mir hören lassen, wohl deshalb nur, weil ihm in Buchhalden sonst der Boden hätte warm werden können. Aber je mehr ich jetzt in Eifer geriet, um so unverfrorener kam er mit seinen abgeschmackten Witzen in Schwung, bis ich ihm einesmals das Leitseil aus der Hand nahm und das Roß anhielt, um, hast mich nicht gesehen, vom Gefährt zu springen und den Heimweg einzuschlagen. Wohl hat er mich schnell wieder eingeholt und für seine dummen Späße schön Abbitte getan. Aber aus der Welt geschafft sind sie halt damit nicht gewesen, zumal die Schwiegerin dann zum Ueberfluß auch noch mit häßlichen Giftsherzen daherkam, so daß ich mich in dem fremden Hause von allem Anfang an in meine ungeschickte Wunderlichkeit zurückziehen und meinen Trost im Heimweh suchen mußte. Es war mir eine heimliche Wollust, mit meinen Träumen und Gedanken all Tag und Stund in meinem Dorf zu sein. Vielleicht, daß sich alles besser geschickt hätte, wenn ich hälder zu einem Kind gekommen wäre. Dein Vater sagte öfters zu mir, auch an jenem kalten Wintermorgen noch, an dem er sich beim Eisführen die Lungenentzündung und den Tod holte: „Du, Annette, daß du deine guten Seiten hast, das kann dir kein Advokat wegstreiten. Aber eine Buchhaldenerin würde ich mir doch nicht mehr holen, denn die haben ein Rädchen mehr im Kopf, als normale Menschenkinder.“ — O, wie war ich herrgottensfroh, daß ich damals mit dir halbjährigem Wickelfind von

meinem Bruder Hannis da auf Buchhalden im väterlichen Hause so lieb und mit allen guten Ehren aufgenommen wurde! Biel hab ich ja nicht mitgebracht, mit Not noch das meinige; die da unten tun größer als sie sind. Aber es hat halt dem Hannis ganz herrlich gepaßt, weil er als alter Hagestolz mit seinen Haushälterinnen eitel Verdruß und Schadenzeit erlebt hatte, wie denn ja eine Frau in der Schürze mehr forttragen kann, als der Mann mit vier Rossen zuführt. Noch im selben Frühjahr hab ich dann beim Maler Betterli in Fehrengrund das blaue Täfelchen malen lassen mit dem Hausnamen „Zum Heimweh“. Die Leute haben zuerst gelächelt, als sie es am Sturzbalken über der Haustür angenagelt sahen; doch jetzt haben sie sich schon lange daran gewöhnt und meinen, es sei immer dagewesen. Und mein Beispiel hat manchem jungen Mädchen die Augen aufgetan, denn man hat halt doch wieder einmal erfahren können, daß eine Buchhalderin sich nicht über den Glockensonntag hinaus wagen soll.“

* * *

Die Witfrau Annette Bächler hat nach ihrer Heimkehr aus der Verbannung das freundliche Anwesen zum Heimweh fast zwei Jahrzehnte lang mit ihrem Bruder zusammen versorgt und umgetrieben, einträglich die meiste Zeit, bisweilen auch mit ein wenig Meistern und Koldern, wenn der alte Hagestolz sich etwa einfallen ließ, zur strengsten Sommerszeit einen halben Tag im Wirtshaus zu sitzen. Das Kind Regine ist inzwischen zu einem stattlichen Bauernmaitli herangereift, wohlvertraut mit jeder Handreichung in Haus und Feld. Da geschah es, daß der hartgesottene Sonderling Hannis an einem Vorfrühlingsabend, von einem oder einigen Schöppchen nicht ganz am besten beraten, beim Heuspaten auf die Diele und von da auf die Tenne hinunterfiel und drei Tage später samt seinen 54 ledigen Jahren auf den Dorffriedhof hinausgetragen werden mußte.

Am Sonntag nach der Beerdigung sitzen sich Mutter und Tochter vor dem Eindämmern am alten Familientisch in der guten Stube gegenüber. Regine ist größer gewachsen, als die schon etwas schüchter und eingeworlt aussehende Frau, eher gliederfest, als zierlich. Man merkt ihr an, daß das Muß der Tagesarbeit ihr weder Bangen noch Beschwerde macht. Ein Bub im gleichen Alter braucht sich nicht zu melden. Ihr längliches Gesicht hat keine Kinderlinien mehr, es ist, wie ihr ganzes Wesen, bereits fertig geziimmert, gleichsam mit einem Schlüssel abgeschlossen: so bin ich, so bleibe ich, und so muß ich sein. Wer etwas will von mir, der muß geraden Weges auf mich zukommen, nicht um sieben abgehobelte Ecken herum. Auch in den Augen ist die rechte, echte Hirzenbergerin daheim. Ein wenig Hang zu beharrlichem Nachdenken, ein bisschen Neugier, vor allem aber die unwandelbare Verlässlichkeit.

Die Mutter hat in den Hauspapieren gekramt, die bemalte Decktruhe steht noch neben ihr. Sie enthält Kanzleibriefe, Zinsbüchlein, Handwerker- und Steuerquittungen, gute Bankscheine, Reginens Sparheft und zu unterst eine Anzahl zerknitterter Notizbüchlein, nicht mehr viel nutz, aber vom Verstorbenen doch des Aufbewahrens wert gehalten.

Die Unterhaltung geht einstweilen ohne Worte vor sich. Frau Annette nickt manchmal leicht mit dem ergrauten Kopf, wie man einen fertigen Beschuß stillschweigend bei sich bestätigt. Regine, die ihren Gedankengang genau errät, denkt bei sich: es wäre eigentlich unnötig, davon zu reden.

„Wir sind nun allein, wir zwei“, läßt sich die kleine Frau jetzt vernehmen. „Hilfe haben wir ja schon an ihm gehabt, aber wir machen es doch. Ich habe keine Angst.“

„Wer wollte denn Angst haben“, gibt Regine gelassen zurück.

Wieder eine wohlabgewogene Pause, worauf die Bächlerin wie beiläufig vorbringt: „Mit einem Dienstbuben kommen wir aus. Und über die strengen Sommerwerke etwa ein Taglöhner. Dem Hannis seine Schoppen haben auch gekostet.“

„Mit dem Acker, das bringe ich ganz gut fertig“, ergänzt Regine mit gutem Mut. „Der Hannis hat mich ganze Halbtage

den Pflug führen lassen, und mähen kann ich auch.“

„Das will ich meinen.“ Die Mutter ist stolz darauf, dieses gewichtige Wort so unbedenklich aussprechen zu können.

Es scheint nun so ziemlich alles erledigt und überorgt zu sein. Frau Annette ist aufgestanden und stellt die Truhe in den Wandkästen. „Nur das Dengeln muß ich noch lernen“, sagt Regine nebenbei. „Aber wenn das eine Kunst wäre, so hätte es der Onkel nicht so gut gekonnt. Und dann ist ja noch der Schmied Manz da.“

Die Frau macht sich ein wenig im Kasten zu schaffen. Hierauf steht sie eine Weile nachdenklich mitten in der Stube, als hätte sie sich auf irgend etwas vergessen. Dann setzt sie sich auf die Fensterbank, die Hände auf dem Schoß gefaltet. Regine muß verstohlen vor sich hinlächeln: „Jetzt wird es kommen — das, woran sie schon die ganze Zeit herumstudiert.“

Ja, es kommt. Aber nicht mit einem festen Anlauf, die Frage ist zu schwerwiegend; man muß ihr gemach auf den Leib rücken.

„Es gibt also — vorläufig — keine große Änderung. Wir stehen gut, das Schaffen und Häusen macht sich auf der Welt noch immer bezahlt. Aber etwas muß halt doch geschehen, über kurz oder lang. Ich bin kein Riese mehr. So im Haus herum und für leichteres Werken bring ich ja schon noch den Willen auf; doch merke ich wohl, daß es mit mir abnimmt. Bei allem mußt du vorangehen; bei allem mußt du die Achsel zuerst hergeben. Und das ist nie vom Rechten gewesen, wenn sich ein Mädchen in seinen schönen Jahren zu lang mit Männerarbeiten abplagen muß. Das kann einem in den Rücken fahren. Ein Frauenbild ist kein Mannsbild. Stellt einen Knecht an, wird man uns sagen. Aber unter einem Frauenregiment tut ein Knecht selten gut. Ist er alt, so will er in alles hineinregieren und schont lieber die Arme als das Maul. Ist er jung und ansehnlich, so setzt er sich leichtlich Grillen in den Kopf und möchte gern die Türen verwechseln. Man ist schnell in der Leute Mäulern, aber nicht schnell wieder heraus. Wie oft hat man es schon erlebt, daß so ein fremder Habenichts in einem Hause hängen blieb und man noch gut Amtlich zum schlimmen Handel machen mußte. Darum gibt's halt jetzt für uns wohl oder weh nur das, was ich jetzt sagen will: Du mußt aufs Heiraten denken. Ja, das mußt du. Es ist ja eine traurige Sache, man sollte einer Mutter fast Prügel geben, wenn sie einem tausendwöchigen Kind solche Sachen angibt, und dazu noch ihrem einzigen. Aber das Leben will jetzt halt das von mir, und da mache ich es, weil mir nichts anderes übrig bleibt.“

Man muß ja für gewöhnlich bei den jungen Mägdelein eher bremsen als hetzen. Bei dir ist das anders, ich kann leichtlich merken, wie sehr du in vielen, und gerade in diesen Dingen, meine Art und mein Wesen überkommen hast; daß du immer meinst, du kannst gar nie genugsam auf deinen Stolz acht halten. Oder brächtest du es einmal zuweg, einem Burschen nur ganz verstohlen hinter den Bohnenstauden hervor nachzuschleichen? Immer meinst du, er würde dir das gleich als Laufmir nach und hast mich bald ausdeutnen.“

Regine muß ein kleines Lächeln vor der Mutter verbergen. Sie darf noch nicht herausbekennen, was der guten Frau wohl eine recht freudige Überraschung wäre, nämlich, daß sie schon



Hans Holbein d. J. — Seine Familie.

seit mehr als einem Jahr angefangen hat, auf Otto Gerteis vom Freihof acht zu geben, und daß dieser sie beim Tanzen nach der Theateraufführung an der Bauernfastnacht auffällig vor den andern Mädchen bevorzugt hat. Noch weiß sie nicht, wie er es meint; sie weiß nur, daß auf dem Freihof ihrer zwei sind und daß sich der Hof nicht teilen läßt. Bei der Beerdigung des Oheims Hannis hat sie, während die Leidende zwischen den vielen Kirchgängern der Gemeinde Spalier gingen, einen Blick von Otto erhascht, den sie wie ein laut ausgesprochenes Wort zu verstehen glaubte: Du — würde sich für uns zwei nicht alles merkwürdig gut schicken? . . .

Weil sie jetzt fast zwangsläufig irgendeinen Bescheid geben soll und ihr etwas Geheimeres nicht gleich einfassen will, sagt sie, halb im Spaß, halb im Ernst: „Du solltest mich halt schön machen können.“

Die Mutter regt sich über diese Rede heftig auf. „Du bist schön genug! Schwätz nicht solche dummen Sachen daher! Einer, dem du nicht recht bist, der soll daheim bleiben! Ich hab meine Augen fest auf dir gehabt, als der Verein an der Fastnacht auf der Bühne die drei Lieder sang. Könnten alle so grad und wohlgemut in die Welt hineinsehen, wie du! Wer dich bekommt, der hat keinen Flederwisch! — Und wo ein Heimwesen wie das unsrige zu heiraten ist, da werden, so hoff ich, auch die Freier danach aussehen. Ich rede nicht bloß davon, daß auf unserm Gewerb keine Schulden mehr sind: ich rede vom Land! Und vom Maienholz, das nun bald 80 Jahre steht! Gibt es einen Bauer in Buchhalde, der auf unserer besten Dorfzelt, auf der

Pünkt, so gut vertreten ist, wie wir? Dein Großvater hat an einer Gant nie auf Hungerland geboten. Der Trüeter¹⁾ am Haus kommt da nicht einmal auf die Waage, weil das mehr nur etwas fürs Gemüt ist. Am Tage nach meiner Konfirmation hab ich die Sezlinge von Fehrengrund herausgetragen und eingepflanzt. Der Vater war nicht dafür, aber die Mutter hat mir geholfen. Jetzt steht sogar der Gemeindeschreiber Wäckerli still, wenn der Trüeter im Herbst bis unters Dach hinauf voll blauer Trauben hängt. Die Böllmerin bringt ihren Rebstock nie auf die gleiche Höhe, sie mag schaufelweise Kunstdünger in den Boden tun. Die dumme Lobe merkt halt nicht, daß zu viel ungesund ist. Man darf nur ein paar Hände voll im Wasser auflösen."

"Den Baumgarten hättest du auch nicht vergessen sollen", ergänzte Regine nach einer Weile das Lob der Heimat fast vorwurfsvoll. "Das hat er nicht verdient. Andere Leute wissen ja freilich wenig von ihm, weil er sich hinter Haus und Scheuer versteckt hält. Aber den großen Schründlerbirnbaum sieht man doch im Frühling von Fehrengrund aus über das ganze Dorf leuchten, wenn die Sonne ins Blust hinein scheint. Und der Pfundapfelbaum ist ein Gartenhäuschen, wie es gar kein schöneres geben kann, weil seine Äste ringsum bis auf den Boden reichen. Das finde ich immer so lustig, daß die untersten Apfel im Grase liegen und da reif werden müssen, während sie doch nach wie vor am Baume angewachsen sind."

Frau Annette hat immer noch nicht alles da, wo sie es gern haben möchte; sie muß noch einmal ansehen.

"Du hast alles schön im Sinn, das merk ich und ahn ich; am guten Willen fehlt es dir nicht. Du weißt wohl, auf was der Mensch abstellen muß, damit ihm das Dasein auch in der Enge und bei wenig Wohlleben niemals öde und armselig vorkommen kann. Die Heimat muß es einem geben und antun: das Holz, die Wiesen, der Schwalbensang auf dem Fensterstäblein. — Aber wer will einem jungen Mädchen die Karten legen? Ich habe halt manchmal Angst, du könntest dein Herz an einen Mann hängen, der dich von da wegziehen will. Wie stände dann deine alte Mutter da? Und du selber — und du selber! ... Du bist ein Heimwehkind. Als ich mit dir in guter Hoffnung war, da hatte ich meine schwerste, meine allerschwerste Zeit. Da kam es jeden Tag zehnmal über mich: heim! Aus der ganzen Not hinaus nur heim! So etwas geht vom Blut ins Blut, es bricht wieder aus, wenn die Stunde kommt. — Gelt, du denfst daran, was ich dir jetzt gesagt habe! Damit wir da bleiben können, wo auch du nach allen Beichen hingehörst. Wenn du es nicht mir zulieb tätest — tu es dir zulieb! . . ."

Nach einer kleinen Stille erhebt sich Regine und tritt behutsam zu der Mutter hin. Sie setzt sich neben sie auf die Fensterbank und legt ihr leise, als sollte sie es kaum fühlen, den Arm um den Hals. "Sei nur ganz fröhlich, Mutter! Es ist alles, alles schon von mir beschlossen. Schon lange. Schon lange." Es liegt kein Zittern in ihrer Stimme, kein wohlfeiler Trostwillen; ihr schöner, tapferer Mädchenmut spricht aus den Worten. Sie streichelt der kleinen Frau zärtlich die runzelige Wange. Ihre Finger werden naß, da muß sie auch weinen.

Der Winter geht vorbei, es wird Frühling und Sommer. Im Hause zum Heimweh geht alles seinen stillen Gang. Regine schafft von früh bis spät mit heiterer Selbstverständlichkeit. Sie legt bei allem Hand an, was gemacht werden muß. Dem Dienstbuben Friedli wächst kein Gras unter den Füßen; aber er ist wohl versorgt. Regine schrekt auch vor einem tatsächlichen Verweis nicht zurück, sofern sie das für ersprießlich hält. "Die wird ihren Mann stellen, wenn sie erst einen Mann hat", sagt der Gemeindeschreiber Wäckerli, wenn auf sie die Rede kommt.

Es sind auch bereits Werber auf den Plan getreten. Der erste war der Schmied Heinrich Manz, ein junger Witwer, der neben seiner Berufssarbeit noch ein Halbgütlein umtriebt. Keinem Kunden hat er im Heuet die Sense so fein gedengelt, wie der jungen Mähderin im Oberdorf. Zweimal hat er sich am

Morgen früh ohne Geheiß zum Mähen eingestellt. Das Lob, das er Regine bei der Arbeit spendete, war gewiß keine Hudelei, das hätte nicht zu seinem senfrechten, redlichen Wesen gepaßt. Das zweitemal, als sie nebeneinander von der Sommerwiese herab zum Morgenessen heimkehrten, rückte er in knapper Weise mit seinem Anliegen aus.

Fortsetzung folgt.

Der Ruf nach der Stadt.

Von W. de Beaumont.

Auf der sandsteinernen Treppe, im Schatten des Hauseinganges, saß der kleine Hans, streckte die Beine in den Sonnenschein hinaus und beobachtete, wie die Schattenlinie auf seinen grauen Höslein langsam aufwärts rückte. Jetzt war sie gerade an seinen Knien angelangt. Er fühlte die Hitze ordentlich brennen und dachte, wie lang er wohl so sitzen müsse, bis die Sonne all den Schatten vertrieben hätte und ihm in die Nase scheinen würde. Er gähnte. War das langweilig hier!

Die andern Buben vom Hause sind in der Schule. Er wär's wohl auch, wenn ihn der Vater angemeldet und hingebracht hätte. Aber jetzt sind sie schon eine ganze Woche in der Stadt und wohnen da oben in dem hohen Haus, doch der Vater verschobt's von Tag zu Tag. Er hat zuviel zu tun, sagt er, und ist er zu Hause, so will er allein sein, geht in der Stube auf und ab, mit Papierblättern in der Hand, und redet laut vor sich hin. Immer fängt er an: „Parteigenossen!“ oder „Meine Herren!“ Und gestern nacht hat er mit der Mutter gezankt, als erheimgekommen ist, so laut, daß er aufwachte. Die Mutter sagte, das wäre ja kein Leben mehr, sie wollt, sie wären daheim auf dem Dorf geblieben. Aber da schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch: „So ein Hundeleben daheim, für die geizigen Bauern mal einen alten Stuhl flicken, oder eine Fensterscheibe ansezen, oder wenn's hoch kommt, die Stubentür anstreichen!“ Eine Ehr' sei's, daß ihn die Partei in die Stadt gerufen ... „Da schau, was sie heute über mich in der Zeitung schreiben ...“ Und da las der Vater eine ganze Weile vor; die Mutter aber war still und duckte sich in die Kissen und schlief wieder ein ...

Die Partei — das muß schon etwas sein. Aber die Mutter hat recht — wären wir wieder daheim!

Nur am ersten Tag hat ihn die Stadt gefreut mit den vielen Läden, wo es so viel zu gucken gab. Aber was hat man vom Begucken? Eine Kreisel hat ihm der Vater versprochen, die Peitsche dazu hat er sich gleich selbst gemacht, aber auf die Kreisel wartet er immer noch ... Ja, daheim, da kostete er in der Werkstatt in den Hobelspänen wühlen, und was gab's da immer für schöne blanke Brettchen und Klötzchen; wie manchen Apfel hat er sich dafür eingetauscht vom Hugi Fritz! — Es wird ihm ganz traurig, wenn er daran denkt.

Da fährt auf der Straße ein Spritzenwagen vorbei. Der Staub wirbelt auf. Er schnuppert mit der Nase. Wie das riecht! Es dampft ordentlich vom heißen Pflaster auf. Warum der Mann mit dem Wagen nur so rasch fährt! Als wenn er Angst hätte, es könnt' zu naß werden.

Einen Augenblick zuckt's ihn in den Händen; gleich möcht' er Schuh und Strümpfe ausziehen und hinter dem Spritzenwagen dreinlaufen. Aber auf die Straße mag er nicht; da kommen sie von hüben und drüben und necken ihn, weil er so dumm dreinschaut, wie sie sagen, und anders spricht als die Stadtkind. Was kann er dafür?

So bleibt er halt sitzen, aber das Wasser kommt ihm nicht aus dem Sinn.

An ihrem Hause daheim fließt der Bach vorbei und drüber an der Wiese ist das Wasser zu einem kleinen Weiher gestaut. Da treiben sie die Kühe zur Tränke.

Wenn er jetzt da drin herumpatschen dürfte —

Traurig schaute er im Hof herum. Alles ist da von Stein; kein Fleckchen Erde, kein Grashälmchen, kein Hölzchen. Die Sonne brennt gegen die graue Mauer und auf die grauen Steinplatten, daß die verstreuten Quarz- und Glimmerplättchen

1) Hausrebe.